Preis 200,— Mark. 2. Jahrgang / Nr. 9

Der Wahre Jacob

Die mondäne Wochenschrift

Herausgegeben von Ed Golland

Bankkonto: Bank für Handel und Industrie, Depositenkasse A Breslau, Tauentzienplatz 1

Anzeigenpreis je Millimeter 60,— Mark Man fordere Vorzugsbeleg

Redaktion und Expedition: Garvestraße 10 Allen Sendungen an die Redaktion Rückporto beifügen

Valutamädels

Razzia mit der Schutzpolizei — Vor großen Ereignissen — Sanatorium Kletschkau

Der Sieg der Wanzen

Der Dichter und der Denker wohnten zusammen in einem schäbigen möblierten Zimmer in Hüttelmitz und sahen eines Nachts grübelnd beisammen, um zu beratschlagen, wie sie den Mietzins bezahlen könnten, der schon seit zwei Wochen fällig war. Die Zimmerwirtin hatte ihnen angedroht, sie bestehe morgen an die Luft zu setzen und ihre wenige Habe als Pfand zurückbehalten. So waren sie schon lagelang umhergelaufen, von Pontius zu Pilatus, von einem guten Freund zum anderen. Aber alle „guten Freunde", wie das nun mal so ist, waren „gerade selber sehr knapp", obwohl sie das übermütigend vom Sitz an einer wohlbestellten Mittags- oder Abendtafel aus sagten. Den beiden war jetzt schwer zum Sinn. Sie hatten schon einmal bessere Tage gesehen. Aber die betrügerische Habgier derjenigen Krämer, die mit geistigem Gut handeln, hatte es zunege gebracht, daß sie trotz eifrigen und gut gelungenen Arbeit seit einigen Monaten arg mit immer drückenderer Not zu kämpfen hatten. — Was sie nun auch ersonnen, es fand sich kein Ausweg. Und während so der Dichter in das Licht einer Wachskerze starrte, die vor ihm auf dem Tisch stand, die Wirtin hatte aus Sparsamkeit gespart, ging ihm in die ganze Erbärmlichkeit der Menschen durch den Sinn, wie sie ihn gerade die jüngsten Erfahrungen gelehrt hatten,— und, halb ohne es zu wissen, sprach er zu sich hin: „Ich ja, der Mensch ist ein traghomisches Ebenbild Gottes, — in der Wanzenperspektive". — Der andere nickte nur bejahend und dann ward es wieder still. — Der Dichter mochte zwar denken, es habe ihn niemand gehört. Das stimmte jedoch nicht. Nämlich: hinter dem Rande eines Deckuchbildes, das an der Wand hing und Kaiser Wilhelm im Gespräch mit Hindenburg darstellte, saßen dem Rande dieses Bildes, den Kopf ein wenig hervorgesteckt, saß lüstig eine alte, dicke Wanze. So eine richtige alte, dicke, vollgetrescene Wanze, die sie in Haushaltungen mit „möblierten Zimmern" anzutreffen sind. Diese Wanze war nicht einfach eine erste beste, z-beliebige Wanze. Sie hatte vielmehr eine schon traditionelle Position inne. Denn ehemals hatte dieses Zimmer die Vermieterin jeder bewohnt, und da war allmählich, zumal sich die Wanze ausschließlich von dem Blute dieser Wirtin nährte, eine ganz offensichtliche Angleichung des Wesens sonstarten gegangen: Die Wanze fühlte und dachte ganz wie eine solche dicke, vollgesattte Zimmervermieterin, bekam ein sicheres Bewußtsein des Besitzenden und Machtbewußten, wie es Zimmervermieterinnen zukommt, und deßhalb gab die Wanze dann zur „Repanzgh", wenn sie nachts am Ohr der schlafenden Wirtin sich träge niedergelassen hatte, dieser im Traume einige sichere Tips zur grundlichteren und vollständigeren Ausbeutung der Untermieter, z. B. des Dichters und des Denkers. — Die Wanze also war es, um die es sich hier handelt. Nun hatte die Wanze einen ganz besonderen Hach auf die beiden; denn sie brannten stets das Licht die ziel in die Nacht hinein, was die Gesamtheit des im Zimmer hausenden Wanzenvolkes nie recht zur Ausbeuteer-Arbeit kommen ließ. Und überhaupt: den Wanzen war das ganze Licht schon nicht sympathisch, weil hier und da einmal eine von der Decke fiel, ausgerechnet auf die Kerze, und dann elend verbrannte. Dazu waren natürlich der Dichter und der Denker schuld. — „Aber denn sonst einmal Nicht?" — Na also; und dann: die Wanzen brauchten doch das Licht ganz und gar nicht. Was für eine Freudheit demnach, als armseliger Hungerleider, Altermieter, Dichter, Denker, andauernd Dicht leuchten zu lassen. Kann es mehr Grund zum tödlichen Hach des Wanzenvolkes gegen die beiden Zimmer-Insassen geben? Aus diesem Hach heraus lauerte und lauschte die dicke Obervanze unter dem Bildrahmen; sie wußte, irgend wann mußte schon die Gelegenheit kommen, wo sich die Gesamtheit der Wanzen an den Lichtvernichtern rächen konnte dafür, daß sie die Nacht nicht völlig Nacht sein ließen. Und jetzt, wie sie das hörte, der Mensch sei ein traghomisches Ebenbild Gottes in der Wanzenperspektive, jetzt glaubte sie sich in dem Moment zur Aktion gekommen. Mit dem „traghomisch" wußte sie zwar nichts anzufangen; das verstand sie nicht. Aber das übrige, das genügte ja schon. Das hieß noch nichts anderes, als daß der Dichter selbst zugab, die Wanze sei das Gesetz des Menschen, also mehr als Mensch und somit von Rechts wegen dessen Beherrscher. Na, nun konnte es endlich losgehen! Ganz atemlos, sie hatte zuviel Fett auf der Lunge, krabbelte die dicke, alte Obervanze die Wand hinauf, nach dem Eingange-Tapeten-Ritz zum Wanzen-Volksrat. — Im Nu war der versammelt. Denn die dicke Obervanze konnte, wenn es darauf ankam, tüchtig plärren und in demagogischer Weise das Interesse aller wachrufen. Sie erhielt das Wort und erzählte mit unerhört wirksam gesetzter Rede, was sie eben erlauscht hatte. — „Wollen wir", schloß sie ihr Palaver, „die Wanzen, die mit das Gesetz des Menschen sind, uns von einigen Verrückten durch deren Licht-Fimmel stören lassen an unserer Arbeit? Nein! Das Recht, das eherne, ewige Recht verlangt die Ausmerzung aller Schädlinge, und wir sind gesetzlich durch dieses überflüssige Licht" — Alles Wanzenvolk tobte Beifall. Nun begann die Welt-Aera des Wanzentums, das war nicht zu verkennen. „Nieder mit dem Licht! Nieder mit dessen Verursachern!" —

Und so geschah es, daß in derselben Nacht die Gesamtheit der Wanzen aufbrach, über Dichter und Denker hemlich in Massen sich verbreitete, dann auf ein gegebenes Zeichen zu „arbeiten" begann und in einigen Stunden die „Arbeit" auch vollendet hatte: Dichter und Denker waren an der Unmöglichkeit von Wanzenschlaf gestorben. Die Wanzen hatten ihnen das Blut ausgesogen. Die endgültige Hegemonie der Wanzen konnte mithin als errichtet gelten. — Aber schon nach einigen Tagen merkten die Wanzen, daß sie sich gräßlich verrechnet hatten: Dann nun war ja niemand mehr da, dem sie, zu ihrer notwendigen Ernährung, das Blut aussaugen konnten, und da half kein Beratschlagen im Wanzen-Volksrat: Dichter und Denker, von denen die Wanzen gelebt hatten, blieben nun tot für immer. Die Wanzen aber fielen in von Tag zu Tag mörderischeren Kämpfen übereinander her, fraßen sich gegenseitig, und verrissen sich bis auf die letzte. — Da war ihre Hegemonie, die sie so bejubelt hatten, zu Ende und mit ihr das gesamte Wanzenvolk. — Dies sollte eine Lehre sein für alle Wanzenvölker, deren es sehr vielfache Arten gibt. Oder, deutlicher gesagt: „Ihr dickgefressenen Philister, auch der Künstler hat eine Existenzberechtigung!" Richard Lierke.

Valutamädels

Unlängst hatte ein schwedischer Spinnereibesitzer in einer hiesigen Weinstube am Ring ein überaus unangenehmes Abenteuer. Er hatte sich, was heute nicht allzuschwer fällt, für Geld und gute Worte, eines der sogenannten soldnen Mädchen gekapert, die, gleich den unsoliden, jeden Nachmittag die Schweidnitzer Straße entlangpromenieren und als alleinigen Unterschied von der Konkurrenz noch nicht den behördlichen Erlaubnisschein zur Ausübung des horizontalen Gewerbes in der Tasche tragen. Uebrigens ist auch das nur eine rein zeitliche Differenz, denn früher oder später erreicht das brave Mädchen ja doch das Schicksal in Gestalt der Sittenstreife.

Also, besagter Schwede saß in ursiebler Stimmung mit seinem Mädchelein beim Sekte und gab sich angenehmen Illusionen über all das Wunderbare einer Liebe und Ehe ohne Hausschlüssel für die Dauer einer Nacht hin, als plötzlich ein gut angezogener, sonst aber reichlich unerzogener Kavalier an seinen Tisch gestürzt kam, die Dame von des Schweden Seite wegrik und ihr ein paar Ohrfeigen applizierte, die nicht von schlechten Eltern waren. In dem alsbald entstehenden Skandal, in den sich einige nicht mehr ganz nüchtern Gäste einmischten, wurde schließlich offenbar, daß der schlagfertige Kavalier der Verlobte der züchtigen Jungfrau war, die dem Schweden für kurze Stunden das Leben versüßen und die Brieftasche erleichtern wollte. Schließlich trollte das edle Paar, sie schluchzend und er im Triumph des Siegers, von dannen, und noch in der Tür warf die junge Dame einen wehmütigen Blick auf den Schweden oder vielmehr auf dessen Brieftasche, die dieser gerade gezogen hatte, um die Zeche zu bezahlen und den Kriegsschauplatz zu verlassen. Schwedische Kronen —

Der eben geschilderte Vorfall stellt keine Ausnahme dar. Und wenn die Verehrer, Bräutigame und Ehemänner alle wüßten, wohin ihre Herzallerliebsten steigen, wenn sie die „Freundin besuchen" oder „ins Kino" oder Theater gehen, so wären derartige Szenen noch häufiger als sie es so schon sind. Es sind Zeichen der Zeit, einer Zeit, die es dem deutschen Staatsbürger, sowei1 er nicht gerade zur Schiebergunst gehört, unmöglich macht, die Freuden des Lebens so zu genießen, wie es seine Herzallerliebste so gern möchte. Und da er selber nicht in der Lage ist, seiner Elli, Mimi oder Annemie das zu bieten, nach dem sich ihr Herzchen sehnt, so sucht sie eben, sich solche Freuden und Genüsse heimlich, auf verbotenen Wegen, zu verschaffen. Und wie leicht, der findet bekanntlich. Wozu laufen denn die Tschechen, Skandinavier, Engländer und — shocking! — die Franzosen herum? Patriotismus ist eine gute Sache. Aber er ist zweifellos eine Erfindung des Mannes. Das Weib ist darin weniger engherzig. Es sieht im allgemeinen in dem Freier zuerst den Mann und kümmert sich um seine Nationalität erst in zweiter Linie. Und selbst dann auch nur, um den Wert seiner Valuta abzuschätzen. Sie sieht dann zweifellos den Tschechen dem Polen und den Amerikaner oder Skandinavier dem Franzosen vor. Weniger aus Abneigung gegen den Polen oder Franzosen, sondern hauptsächlich darum, weil eben die tschechische Krone der polnischen Mark weit überlegen ist, und weil der französische Frank nur eine kümmerliche Rolle gegenüber den nordischen Kronen spielt. Von dem alleinseligmachenden Dollar ganz zu schweigen.

Und so hat sich denn, bei der bekanntlich Anpassungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, ein ganz neuer Typ herausgebildet, dessen Existenz kein Mensch zu der Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, ahnen konnte, und der doch in voller Lebensfrische und mit all seinen Schwächen vor den Augen der kaum noch zu überraschenden Gegenwart steht.

Dieser Typus ist das Valutamädel.

Er entstand im Rheinland, als die alliierten Truppen das linke Rheinufer besetzten. Die anfängliche Kühle der rheinischen kleinen Mädchen, als da sind: Verkäuferinnen, Schreibmaschinendamen und so weiter, schwand bald in demselben Maße, als die Mark in ihrem Werte sank und die fremde Valuta sich über die deutsche Währung erhob. Zunächst machten sich Sprachhindernisse geltend. Aber bei einigermaßen gutem Willen verständigte man sich schon, umsomehr, als man zu letzten Endes auch ohne Dolmetscher wußte, was man voneinander wollte. Und sogar die Senegalneger, Marokkaner und Tonkinesen fanden freundliche Liebespendernimen. Das ist zweifellos sehr traurig. Aber jeder Einwohner von Mainz und Wiesbaden kann diese traurige Wahrheit bestätigen, eine Wahrheit, die man, als Pendant zu der so oft gebrandmarkten schwarzen Schmach, getrost die weiße Schmach nennen kann.

Uebrigens hat das Rheinland nicht die einzigen Beispiele dieser Art. Als Oberschlesien besetzt wurde, erstand gleichfalls automatisch das oberschlesische Valutamädel. Man muß während der Franzosenzeit in Oppeln und Kattowitz gewesen sein, um diese Wahrheit erkennen zu können. In der Umgebung Oppelns gab es im Sommer 1921 kaum ein Gebüsch, hinter dem man keinen Franzosen im traulichen tête-à-tête mit seiner Donna auffingte, und alle diese Damen waren in O.-S. zuhause. Kein Mensch wird behaupten, daß es Liebe war, die diese Huldinnen in die Arme des „Erbfeindes" trieb. Es war eben das Geld, das lockte und gar mancher Pluspiou verließ in Oberschlesiens Hauptstadt seine Kaserne mit vollem Geldbeutel, und als er wiederkam, war, um mit dem Dichter zu sprechen, alles leer.

Was soll man dazu sagen?

Es hat absolut keinen Zweck, sich über eine Erscheinung wie die des Valutamädels moralisch oder patriotisch zu entrüsten. Gewiß ist es bedauerlich, daß sich deutsche Frauen und Mädchen soweit vergessen, in intimen Verkehr mit Angehörigen derjenigen Staaten zu treten, die das deutsche Volk in seiner Gesamtheit ausprestzen wie eine Zitrone. Aber die Ursachen liegen doch eben tiefer, sind keineswegs allein durch die moralische Verworfenheit dieser oder jener jungen Dame zu erklären. Es ist die allgemeine Not der Zeit, die es sehr vielen Mädchen und Frauen unmöglich macht, sich, trotz fleißiger Arbeit, hübsch und nett zu kleiden. Den Wunsch, sich zu schmücken, diese Eitelkeit, die an sich vollkommen verständlich ist, kann man aber dem weiblichen Geschlecht unmöglich austreiben, und letzten Endes sind wir Männer es ja selbst, die derjenigen Frauen den Vorzug geben, deren kurperliche Vorzüge durch geschmackvolle Kleidung gehoben werden. Und da die armen Mädels das nur in den seltensten Fällen von deutschen Kavalieren erhalten können, so machen sie eben Extratouren ins Vorbotene, und gar manches kleine Ladenmädel, das in armseligem Fähnchen hinter dem Ladentisch stand, hat über Nacht (wenn die Liebe erwacht), durch einen Sündenfall sich neben der, ach, so heiß ersehnten Katzenjacke noch ein stattliches Sümmchen ergattert.

Daß das nicht immer auf, sagen wir, normalem Geschäftswege geschieht, ist andererseits leicht zu begreifen. Gelegenheit macht bekanntlich Diebe. Und gar mancher Herr Sonderda aus Prag ist am nächsten Morgen mit einem Riesenkater aufgewacht. Die „schenne, fleße Elli" von gestern abend war, leider, weg. Und, auch leider, nicht allein, sondern mit ihr hatten sich Brieftasche, Uhr und Brillantringe aufgemacht, und der arme Tschecke war in des Wortes wahrster Bedeutung „verlassen, wie der Stein auf der Straßen".

In einem bekannten, umzäunt geschlossenen Rendezvous-Platz der großen Lebewelt in allernächster Nähe Breslaus, der wohl kaum wieder aufgemacht werden wird, wurden zu damaliger Zeit einem Tschechen, der Gott Bacchus zu stark gehuldigt hatte, 40 000 Kronen gestohlen, ein schon damals recht rundes Sümmchen. Und neun Zehntel dieser Diebstähle an Ausländern kommt erst garnicht an die große Glocke, weil sich die Herrschaften genieren, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen.

Die Hauptbetonung bei dem Wort Valutamädels liegt nicht umsonst auf den drei ersten Silben, denn wenn wir nicht das Valutaseelchen hätten, gäbe es keine kleinen Kröten, die ihren Honig aus dem Elend saugen, gäbe es keine Valutamädels. Doch schließlich können wir uns trösten: die valutaschweren Ausländer saugen das valutaschwache Deutschland aus. Und die deutschen Valutamädels saugen die valutastarken Ausländer aus. Also Ausgleich der Kräfte. Alles in allem eine wundervolle Illustration zu der wundervollen deutschen Nationalhymne, deren zweiter Vers so treuherzig lautet:

— Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und — — — —
Deutscher — — — — —
Krampf — — — — — —

Georglös.

Vor großen Ereignissen

I.

Es ist etwas Seltsames um den März. Nicht nur in der Natur ist dieser Monat derjenige, der mit seinen Frühlingswinden die schlafende Natur erweckt, der die starre Eis- und Schneedecke zerschmilzt und die mächtig angeschwollenen Bergströme zum Ueberfließen und die Lawinen zum Absturz bringt. Auch in der Geschichte der Völker spielt dieser Monat eine seltsame Rolle. Fast alle großen Bewegungen begannen im März. Im März wurde Julius Caesar ermordet, im März 1813 begannen die Freiheitskriege, im März 1848 durchzuckte die revolutionäre Welle ganz Europa, im März 1917 stürzte das Zarentum in Rußland krachend zusammen. Und seitdem ist mit der alleinigen Ausnahme von 1922, kein Jahr vergangen, in dem nicht Deutschland der Schauplatz blutiger Bürgerkriege war, die alle im März tobten. 1919 donnerten in Berlin die Kanonen, sicht die rote Volksmarine-Division mit den Noskiden, 1920 rückten die Truppen Ehrhardts in Berlin ein und vertrieben die Regierung Ebert—Noske, und 1921 entfesselten die Verfassungsfeinde in der Zentrale der Kommunistischen Partei die Tragikomödie der Märzaktion. Nur der März 1922 blieb, wie schon oben erwähnt, ruhig. Dafür aber hat es bei den Anschein, als brächte der März 1923 eine um so stärkere Entladung, wenn nicht alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um die Gefahren zu beseitigen, die das Staatswesen bedrohen.

II.

Die Situation in Deutschland hat manches Verlockende für die mit dem Gedanken eines Putsches spielenden Bankerotteure von ganz rechts und ganz links. Von außen durch den schamlosen Raubzug Frankreichs bedroht, wird das Volk im Innern von einer großen Zahl von Wucherern und Schiebern ausgesaugt. Zweifellos herrscht schon jetzt in Deutschland Hungersnot, denn weite Kreise des Volkes, namentlich die Kinder und Greise der unbemittelten Schichten nähren sich nur noch von elenden Surrogaten. Hunderttausende von diesen Aermsten der Armen leben nur noch von Kartoffeln und Rübenkäffee. Von Butter und Fett, Eier und Eier, von Hörensagen, Fleisch, Speck und Wurst sehen sie wohl in den Schaufenstern der Fleischereien liegen, aber kaufen können sie sich nichts von alledem. Dazu herrscht Arbeitslosigkeit, kranken Verkehr und Handel an dem Valutaleend. Handel und Landwirtschaft nehmen nicht die geringste Rücksicht auf das Elend des Volkes, sondern ziehen nur ihren Nutzen daraus, und das Finanzelend der Städte, denen das Reich die Steuerhoheit geraubt hat, schreit zum Himmel. Man muß die vortreffliche Rede des Breslauer Oberbürgermeisters Dr. Wagner, die in der Presse absichtlich nur verstümmelt wiedergegeben wurde, selbst gehört haben, muß Zeuge dieser schweren Anklagen gegen die Finanzpolitik der Regierung, wenn man das gleichgültige Fortwursteln überhaupt noch Politik nennen kann, gewesen sein, um ermessen zu können, wo wir jetzt schon stehen. Zweifellos hat die Regierung, eingedenk ihres Entstehens und der sie unterstützenden Faktoren, den kapitalistischen Ausbeutertendenzen zu Pflichten zugestehen, und alle ihre neuen Verfügungen bleiben weiche Salbe, wenn man sich nicht entschließt, das Uebel bei der Wurzel zu fassen und an die Sachwerte heranzugehen, schonungslos, erbarmungslos gegen die dann zweifellos über jedes Maß und Ziel hetzende Front des Kapitals. Ich kann mir nicht helfen, aber es scheint mir unmöglich, daß Leute, die so in den beiden Kreisen entstammt, die die Erfassung der Sachwerte wie das Feuer fürchten, diese wirkliche Tat der Befreiung tun könnte. Seine Außenpolitik war, bis zu dem Aufbennarktwerfen der Deutsser, zweifellos gut und wurde auch, von den wenigend berufsmäßigen Schreiern, von der blauesten und rötesten Couleur abgesehen, vom ganzen Volke unterstützt. Die Innenpolitik aber steht zu sehr unter dem Einbruch einer rein mechanischen und bürokratischen Handhabung der Geschäfte. Es ist hier wohl das alte Uebel aus dem kaiserlichen Deutschland, das unter Cuno seine Wiederauferstehung feiert, nämlich, daß die Innenpolitik gegenüber der Außenpolitik vollkommen vernachlässigt wird. Wie falsch diese Methode ist, sollten wir nachgerade im Kriege gelernt haben, der uns klar und deutlich bewiesen hat, daß nur in dem Falle, daß das Ganze einig und unzerschütterlich nach außen steht, das innerlich durch eine kluge, volkstümliche, vom allgemeinen Vertrauen getragene Führung der Regierungsgeschäfte gestärkt ist. Das ist bei uns nicht der Fall, und die schweren Anklagen des Oberbürgermeisters von Breslau gegen den Minister Dr. Hermes, den auch nur über alle Maßen ehrenhaften Minister Dr. Cuno als in der Berliner Regierung sehen würden, beweisen das.

Alle diese Umstände sind natürlich geeignet, die vorhandene Mißstimmung zu steigern, die allenthalben bestehenden Flämmchen der Unzufriedenheit zur Flamme des Hasses, zum Kampf aller gegen alle aufzustacheln. Natürlich fännten die Hetzer der beiden Extreme noch weniger festen, wenn wir die absolut unfruchtbare Art der Radikalinskis kennt, der weiß, daß von ihnen noch viel weniger zu erwarten ist als von der gegenwärtigen Regierung.

Aber darauf kommt es an, daß die Herrschaften auch garnicht an. Sie wissen genau, daß sie selbst ganz unfähig sind, das Staatsschiff wieder flott zu machen. Sie wollen nur an die Futterkrippen heran, und sie glauben, erst einmal im Besitz der Macht, mit Blut und Eisen sich halten zu können, die einen gestützt auf Faisestenbanden, die anderen auf den Bajonetten von Rotgardisten thronend!

III.

Im Reichstage hat der kommunistische Reichstagsabgeordnete Paul Fröhlich eine schwere Anklagerede gegen das Reichswehrministerium gehalten, dem er die Absicht, eine Mobilmachung gegen Frankreich vorzubereiten, unterschob. Ich bin alles andere als ein Anhänger der Art und Weise, wie das Reichswehrministerium, das heißt die Offiziere des Reichswehr in seinem Ministerium schalten und walten läßt. Aber so viel Dummheit kann ich weder ihm noch seinen jüngsten Leutnants zutrauen, daß sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen den Wahnsinn einer Mobilmachung gegen Frankreich überhaupt in den Kreis der Erwägungen ziehen könnten. Das ist ganz ausgeschlossen, wenn man sich nur ein bißchen ebenso natürlich auch die Zentrale der K. P. D. und auch Herr Fröhlich. Aber, und das ist die Hauptsache, Herr Fröhlich will ja gar keine Tatsachen bringen, er will nur Verwirrung, Aufregung im Volke schaffen, um aus dem allgemeinen Wirrwarr das Jüngstein Kommunisten in den Besitz der Macht zu bringen. Schon der Umstand, daß die K. P. D. ausgerechnet Paul Fröhlich vorschickt, beweist nur zu deutlich, daß in den Reihen der Kommunisten der Putschismus aufs neue sein Haupt erhebt. Denn, wer ist denn dieser Herr Fröhlich? Unter dem Namen Paul Werner hat er während der Novemberrevolution in Breslau eine Rolle gespielt, und zwar stand er dort als konsequenteter Vertreter rücksichtsloser Gewalt oft im Widerspruch mit anderen Führern. Das einzig Wohltuende an ihm ist seine herzerquickende Offenheit, die sowohl in seiner Broschüre: „Die Bayrische Räterepublik" immer wieder zutage tritt, als aber ganz besonders selbst in seiner Rede gegen die Märzaktion, die in den Reihen der Zentrale der K. P. D. herausgegebenen Verteidigungsschrift „Taktik und Organisation der revolutionären Offensive" erschien. Diese Verteidigungsschrift, in der sich die Zentrale im Anschluß an die Märzaktion über jene revolutionäre Offensive, also zum Angriff bekennt, mußte, sofort nach Erscheinen, auf Befehl von Moskau eingestampft werden, und nur mit Mühe und Not gelang es mir, ein Exemplar für mich zu retten. Es ist lehrreich, einmal einen Blick in den Fröhlichschen Aufsatz in dieser Schrift zu werfen, und man wird ganz plötzlich sonnenklar sehen, daß die Zentrale der K. P. D. sich heute ausschneiden in derselben Situation glaubt wie vor Beginn der wahnsinnigen Märzaktion. Und wenn sie Herrn Fröhlich vorschickt, so beweist das nur, daß sie auch beabsichtigt, die Konsequenzen aus dieser Lage zu ziehen. Diese Konsequenzen aber waren damals und sind somit auch heute aufs neue ein kommunistischer Putsch.

Lassen wir einmal Herrn Fröhlich plaudern. Er schreibt unter der Ueberschrift: „Die Einstellung der Partei auf die Aktion":

Die Verhandlungen zwischen der Entente und der deutschen Regierung in London waren abgebrochen worden. Französische und englische Truppen waren ins Ruhrgebiet einmarschiert. Eine neue Zollgrenze sollte auf deutschem Gebiet errichtet werden.... Der Wirtschaftskrieg gegen Deutschland war erklärt." —

Und weiter unten erklärt Herr Fröhlich mit erstaunlicher Offenheit, nachdem er alle Schwierigkeiten von Reich und Volk aufgezählt hat:

„Das war die Situation Deutschlands in der ersten Hälfte des März. Eine Perspektive voller Verwickelungen, Drohungen, Gefahren, aber auch Aussichten und Möglichkeiten. Hinter dem Problem der Sanktionen lauerte die Gefahr der Abdrosselung des deutschen Ausfuhrhandels mit ihren verhängnisvollen Folgen von Betriebseinschränkungen und Stillegungen, mit Kurzarbeit, Arbeitslosigkeit, Teuerung, Elend und Hunger....

Aus all diesen Schwierigkeiten, diesem Elend des Volkes, leuchteten für Fröhlich und die Seinen nur die Aussichten und Möglichkeiten, nämlich, selbst ans Ruder zu kommen. Und um dieser Aussichten und Möglichkeiten willen trat man damals in den Kampf ein mit der Parole zum Sturz der Regierung, mit der Losung zum Untergang zahlloser Proletarierfamilien geführt hat, einen Kampf, der nur den einzigen Zweck hatte, den Brandler, Fröhlich und Konsorten die Macht in die Hände zu spielen. Als es dann schief ging, hielt Brandler, der 1. Vorsitzende der Partei, die denkbar erbärmlichste und feigste Verteidigungsrede, die jemals ein Proletarierführer vor Gericht gehalten hat.

So war es damals, vor zwei Jahren. Und heute? Man kann die Einleitung der Fröhlichschen Broschüre fast wörtlich auf die Gegenwart anwenden und demgemäß auch dieselben Schlußfolgerungen daraus ziehen.

Darauf kommt es an, daß der ganze Ernst der Lage. Die kommunistische Partei, die ihre „Aussichten und Möglichkeiten" in dem allgemeinen Elend und in der Bedrohung von außen sieht, hat naturgemäß ein lebhaftes Interesse daran, die verzweifelte Lage des deutschen Volkes noch zu verschärfen. Und da sie selbst jeden Einfluß auf die Masse in Deutschland verloren hat, so ist es die Pflicht der Fröhlichs, alles zu machen, indem sie von den Vorbereitungen zu einer deutschen Mobilmachung wie von Tatsachen spricht. Gibt es etwas Erbärmlicheres?

Noch bis vor kurzem hatte ich geglaubt, daß die K. P. D. aus den Ereignissen von 1921 gelernt hat. Heute weiß ich, daß sie aufs neue den Putschgedanken nährt. Dauernd finden, daß man aus der Geschichte nichts gelernt hat. Erst ganz kürzlich weilte der Putschist Felix Schmidt hier und weihte die „Vertrauenswürdigen" in die „Aussichten und Möglichkeiten", um mit Paul Fröhlich zu sprechen, ein. Die

Sechs Monate in der „Graupe"

Seldsterlebnisse im Untersuchungsgefängnis Graupenstraße.

Von Morturus.

In der Zugangszelle.

Du hast dich, vielleicht Leser, von den fatalen Schilderungen der letzten Kapitel hoffentlich erholt und bist hinreichend gestärkt, um neue Abenteuer zu bestehen, weitere Einbrüche zu sammeln, die bei aller Buntheit und Mannigfaltigkeit sich in dem einen Punkte gleichen, daß sie alle höchst unangenehmer Natur sind. Zwar ist auch das Komische und Spaßvolle im beiner neuen Umgebung nicht ausgeschlossen, aber dieser Humor ist gallig-bitter mit Alaun gewürzt. Er schmeckt, um ein zeitgemäßes Beispiel zu gebrauchen, wie eine Mischung von sehr wenig Allasch und viel, viel Benediktiner.

Nachdem du das hochnotpeinliche Verhör im Gefängnisbüro überstanden hast, kommst du, armer Freund, in die sogenannte Zugangszelle. Es ist ein mittelgroßer, quadratischer Raum mit schmalen Holzbänken an allen vier Wänden. Diese Bänke sind das einzige Mobilar, sonst ist der Raum völlig leer. Wenn die eisenbeschlagene Tür, das Gitter vor dem Fenster nicht wären, könntest du glauben, dich in der Wartehalle eines mittelmäßigen Vorortbahnhofs zu befinden. Und hier, o Aermster, könntest du deinem bedrängten Herzen Luft machen, dein Weh hinausschreien, wenn — ja, wenn du eine leidnahmvolle Seele fändest, die dich anhörte. Doch die anwesenden Herrschaften sind dir völlig fremd, du hast — ein Neuling, der du hier bist — unter deinen Leidensgenossen noch keinen Freund gefunden, der Verständnis hätte für die Sorgen ganzen Jammer, der dich gepackt hat. Das Redeverbot ist hier aufgehoben. Das heißt: der Hausordnung nach besteht es zwar noch, aber da kein Aufseher anwesend ist, der für dessen Innehaltung sorgt, so kehrt sich niemand daran.

Einsam steht du in der Mitte der Zelle. Die Bänke ringsum sind sämtlich besetzt von beinen Gefährten, die sich für das lange Schweigen entschädigen und in eifrigster Unterhaltung begriffen sind. Man spricht mit wahrer Leidenschaftlichkeit, weniger um etwas zu sagen, sondern um seine eigene Stimme zu hören. Denn diese kurze Spanne Redefreiheit ist das letzte bißchen armselige Freiheit, die man noch genießt. Später, wenn du dich eingewöhnt hast, wirst du dich gleichfalls in eifrigen und gültig verhängt ist, ist jede Unterhaltung, zumal wenn er sich in Einzelhaft befindet, aufs strengste verpönt und wird mit Hausstrafen geahndet.

Völlig vermirrt, armer Freund, hörst du auf die Gespräche, die dich umschwirren. Zwanzig, dreißig Mann reden durcheinander. Ab und zu, wenn der Spektakel gar zu arg wird, donnert es an die Tür. Denn ebbt der Lärm ab, so nach wenigen Sekunden aufs frische und um vieles lauter zu ertönen. Im Mittelpunkt eines Knäuels fragwürdiger Gestalten steht ein junger Mann, hochgewachsen, mit auffallend bleichem Gesicht und mächtiger Hakennase. Seine helle Kommandostimme überdröhnt die der anderen, und es dem Aufsehmarktwerfen der Ohr, deren Bedeutung dir völlig unbekannt ist. „9 Monate Knast — mächtige Lampen gehabt — alle gegangen — zwei Jahre Winde"

Der Sprecher dieser Worte, die dir wie aus einer fremden Sprache entlehnt erscheinen, ist der „Kotelletten-Fred", ein bekannter Zuhälter, der wegen seiner Barttracht den genannten Spitznamen führt. Er ist ein alter Kunde der „Graupe", weiß mit allen Einrichtungen Bescheid, kennt sämtliche Hinterlüren, steht mit fast allen Aufsehern auf vertrautem Fuße und wird von ihnen nicht allzu schlecht behandelt. Die Kleinen und lauschenden Zuhörern erzählt er soeben, daß er vor 6 Wochen der goldenen Freiheit zurückgegeben wurde, nachdem er neun Monate Knast wegen Zuhälterei geschoben hatte. Doch kaum entlassen, hatte er sein dunkles Gewerbe wieder aufgenommen, bald aber durch den „Verrat einer eifersüchtigen Liebsten neue „Kommer" (Mißgeschick) bei der Polizei erhalten, und vor zwei Wochen in einer Kaschemme auf der Goldenen Radegasse „alle gegangen". Nun rechnet er als rückfälliger Zuhälter mit mindestens zwei Jahren „Winde" (Arbeitshaus). Man stimmt ihm bei und drückt ihm Teilnahme aus zu seinem schweren Geschick. Doch „Kotelletten-Fred" zuckt gleichmütig die Achseln, zieht die karierte Mütze vom lockigen Haupt und nimmt aus deren Futter die vorsorglich verborgene Zigarette nebst Streichhölzern. Paßt mit nonchalanter Ruhe, und zwei Dutzend gierige Augen sehen voll Neid zu, alles drängt sich näher, um die blauen Wölkchen einzuatmen, zwei Dutzend hungrige Mäuler saugen in Gedanken mit....

Ein junger Kerl in prekärgen, abgetragenen Militärkanzug, ohne Kopfbedeckung, dafür aber mit einem heißen rot und grün gestreiften Wollschal um den Hals, tritt an dich heran und frägt, ob du nicht eine „Kippe" übrig hast. Trotz der wenigen Stunden beiner Haft ist diese Frage, armer Unglücksgefährte, bereits viele Male an dich gestellt worden, sobald du dich bereit erklärtest, über das Leben deiner Mitmenschen Gericht zu bilden. Du schüttelst bedauernd den Kopf und verräßt dem Genossen beiner Schmach, daß dir alles Rauchbare bereits bei der ersten oberschlesischen Taschenvisitation auf der Polizeiwache abgenommen wurde. Darauf murmelt der junge Kerl ein paar Worte, die sich wie „Dotter Mac" anhören. Du aber hast bereits in den letzten Stunden so viel Demütigendes hinunterschlucken müssen, daß dir diese krasse Ehrenkränkung gar nicht zum Bewußtsein kommt. Fern liegt es dir, den Burschen etwa wegen Beleidigung zu verklagen, vielmehr froh, eine teilnahmvolle Seele gefunden zu haben, schlüttest du beim überwollen Herzen dem Fremdling erzählst vom Schicksal, das dich hierher geführt hat. Der Bengel hört dir mit der Miene eines gewiegten Fachmannes zu.

„Strafgesetzbuch Paragraph 242, Absatz 1," meint er, leichter Diebstahl. „Schon mal Knast geschoben?"

Auch über die Bedeutung dieses Wortes hilft du bereits unterrichtet und schüttelst ob dieser Zumutung entrüstet das Haupt. Doch der Bursche hat für beine bisherige Unbescholtenheit absolut keine Bewunderung, sondern mustert dich nur mit geringschätzigem Augenblinzeln.

„Wo noch nicht vorbestraft? Notlage — mildernde Umstände vorhanden. Immerhin, die Schwarzrücke (Richter und Staatsanwalt) sind auf Bahnhofsdiebstähle besonders scharf. Von magen der Lagerhausgesellschaft. Das Minerle Knast" mindestens. Hättest du Ding wo anders gedreht, würste mit vier Wochen davongekommen. Hafte 'ne Bleibe?" — Du verneinst" und du tippt sich der erfahrungsreiche Jüngling bedeutungsvoll an die Stirne.

„Nu Backe, Mensch so doof!! Wenn Du Dinger drehen willst, ist doch das Wichtigste, 'ne Bleibe haben und auf der Schmiere gemeldet zu sein. Gehste mal „alle", hafte wenigstens Aussicht, bald wieder entlassen zu werden und kannst „türmen". So aber bleibste in Untersuchung bis zum Termin, mindestens sechs Wochen, und du bekommst 'ne Kletschkam."

Dein neuer Freund und Mentor sieht, wie du käsebleich geworden bist. Im tiefsten Winkel deines Herzens hast du gehofft, daß man Gnade für Recht ergehen lassen, daß dieser letzte bittere Kelch an dir vorübergehen wird. Aber also belehrt, lässest du jede Hoffnung fahren. Du seufzest verzweiflungsvoll auf, doch dein Freund, unter dessen rauhen Schale erscheinend ein goldenes Herz schlägt, hat einen süßen Trost für dich.

„Na, Mensch, vielleicht hafste Schwein und kriegst Bewährungsfrist."

Bewährungsfrist!! Du hast davon gehört, daß man Uebeltätern, die zum erstenmal gestrauchelt sind, die sogenannte Bewährungsfrist gewährt, um sie vor dem Schlimmsten zu bewahren, wohl in der richtigen Erkenntnis, daß noch kein Sünder hinter Gefängnismauern zum besseren Menschen erzogen wurde. Dahingegen aber gar mancher, durch den Umgang mit notorischen Verbrechern verborben, der Arbeit und den Anforderungen des praktischen Lebens entwöhnt, als ein verbrecherischer bürgerlichen Gesellschaft Verlorener das Gefängnis verließ.

Das Wort erscheint dir wie ein Rettungsanker, mit brünstiger Hoffnung klammerst du dich daran, formst bereits eine packende, erschütternde Rede, um das Herz des gestrengen Untersuchungsrichters zu rühren. Doch dein Freund, er hat sich dir als Emil vorgestellt, reißt dich rücksichtslos aus deinen Betrachtungen. Er hält dich mitleidsvoll angesehen und erzählt dir ausführlich, was ihn in die „Graupe" gebracht hat. Er hatte vor etlichen Wochen mit mehreren Komplicen einen Wohnungseinbruch bei einem reichen Kaufmann im Süden der Stadt ausgeführt. Das Ding hatte famos geklappt, und ehemal hatten sie mit reicher Beute entkommen, erst beim Verkauf eines Silberbestecks war einer der Mitäter „alle gegangen". Der Schlemihl hatte beim ersten Verhör seine Komplicen „verpfiffen", und so war er, der nichtsahnende Emil, vorgestern in aller Morgenfrühe durch die „Schmiere" aus dem Bett geholt worden. Der Sache fände fauf für ihn, denn er habe bereits zwanzigmal wegen Einbruchs „Knast" geschoben, und dieses werde es, wenn man ihm etwas nachweisen würde, wohl J. (Zuchthaus) geben.

Du murmelst ein paar bedauernde Worte, doch der andere bedarf beines Trostes nicht. „Na, Mensch," fängt er mit kessem Grinsen, „so leicht kriegense den Emil nicht. In Untersuchung komme ich bestimmt nicht, in längstens drei Stunden bin ich wieder draußen. Denn erstens hab' ich 'ne Bleibe und bin gemeldet, außerdem habe ich feste Arbeit, und dann hab' ich noch eine „Braut" mit einem Kind, für das ich sorgen muß. Das Jöhr verhungert ohne mir, also könnense mir garnich behalten. Und wenn ich erst mal raus bin, da werm ich

Razzia mit der Schutzpolizei

Rrrrrrrr—, das Telefon rasselt los, der Wachhabende stürzt an den Apparat und nimmt die Weisung entgegen, daß sofort zehn Schutzpolizeibeamte sich zu einer Razzia vor der Polizeiwache auf dem Hauptbahnhof einzustellen haben. Zehn Beamte setzen die Tschakos auf, werfen die Zigaretten beiseite und gehen zu zweien zum Hauptbahnhof. Hier warten schon vier Beamte der Sittenpolizei, und mit vereinten Kräften geht man auf Jagd.

Der Wartesaal 4. Klasse ist überfüllt. Jetzt, um halb zwölf Uhr abends, ist Hochbetrieb. Viel Packzeug, das ohne Obdach ist und hier herumlungert, viele Mädels, die von Hause ausrückten und nun in der Stadt herumstrolchen. Alle Eingänge zu den Wartesälen werden gesperrt, die beiden Schupoleute, die jeden Eingang bewachen, lassen niemanden hinein oder hinaus, und drinnen kontrolliert die Polizei unterdessen jeden, ob Mann oder Weib. Wer keine genügenden Ausweispapiere bei sich hat, wird abgesondert, und der ganze Schub derer, die der Polizei mitnehmenswert erscheinen, wird zur Polizeiwache in der Vorhalle des Hauptbahnhofes gebracht.

Heute sind es im ganzen bloß achtundzwanzig Personen, die jetzt im Wachtlokal herumsitzen und auf ihre Vernehmung warten.

Als erster kommt ein frech aussehender junger Bursche vor den Wachhabenden, einen Obermachtmeister. Er hat keinerlei Papiere bei sich, gibt an, aus Breithen zu stammen und von Gelegenheitsarbeiten zu leben. Ein Kriminalbeamter fragt: „Haben Sie kein Papier bei sich, auf dem Ihr Namen steht?“ Der Bursche sucht in seinen Taschen herum, tut aber so, als ob er nichts findet. „Na Sie haben doch da ein Buch, zeigen Sie mal!“ Es ist ein altes Steuerbuch von einer Arbeitsstelle, auf der der Mann im Sommer gearbeitet hat. Der Beamte überzeugt sich, daß der Name, den der Arrestierte angab, richtig ist, blättert in seinem Notizbuch und stellt dann ganz kurz fest: „Sie sind also am 14. Januar aus der Fürsorgeerziehungsanstalt — entwichen.“ Damit ist die Affäre erledigt, der entsprungene Fürsorgezögling wird von einem Schupomann in liebevolle Obhut genommen.

Nr. 2: ein siebzehnjähriges Mädel aus der Provinz, klein, mit gemeinem Gesicht, Plattnase, mit zerdrückten Sachen, als wenn es irgendwo in der Straßenecke kampiert hätte, ohne Hut. Die Sache ist leicht festgestellt: Das Mädel war Dienstmagd bei einem Bauern, lief weg, kam aufs Breslauer Pflaster nach Breslau und treibt sich nun schon zehn Tage hier herum. Der Wachhabende fragt: „Haben Sie hier Stellung und feste Wohnung?“ „Uchwo!“ „Wovon haben Sie denn gelebt?“ „Nu Jefes nee, man sieht holt zu, daß man was bei die Kerle verdient.“ Das Mädel hat üblen Ausschlag im Gesicht, die Kavaliere dieses Mädels werden ihre Ueberraschung erlebt haben. Das Mädel kommt zur polizeiärztlichen Untersuchung und dann wohl wegen gewerbsmäßiger Unzucht in die „Graupe“.

Nr. 3: ein sehr betrunkener Mann, ein richtiger Penner mit einem Sack auf dem Rücken. Er ist zu betrunken, um eine Antwort geben zu können, er würde glatt hinfallen, wenn ihn nicht zwei Schupoleute festhalten würden. „Wie heißen Sie denn?“ fragt der Wachhabende. „Det jeht Dir doch den Dreck an, wie ich heiße“ stammelt der Betrunkene. Der Obermachtmeister ist nicht weiter beleidigt, sondern läßt den Alten in eine Ecke schleppen, wo er sich auf einer Bank ausstreckt und bald laut loschnarcht.

Nr. 4: eine sehr temperamentvolle Dame zwischen fünfundzwanzig und dreißig. — „Ich verstehe garnicht, Herr Polizeileutnant, daß man mich hier zur Wache bringt, ich bin doch nicht so eine von der Straße, Gottseidank. Ich meine, Sie haben doch gar kein Recht! — —“ Der Obermachtmeister meint nur: „Fräulein, reden Sie nicht so viel, wir kennen Sie ja schon, Sie sind in voriger Woche erst auf der Wachwache wegen Herumtreibens eingeliefert worden. Wo wohnen Sie denn?“ „Ach, Herr Oberleutnant, mal wohne ich im Hotel, mal —.“ „Also feste Bleibe haben Sie nicht?“ „Nein — ja — ja natürlich — das heißt eigentlich — sehen Sie, lieber Herr Polizeioberleutnant, ja, mein Bräutigam — ja — mein Bräutigam —.“ Da die Dame bereits wegen gewerbsmäßiges Unzucht vorbestraft ist, weiß sie mit der Sache Bescheid und geht bescheiden zu der Gruppe derer, die nach dem Polizeigefängnis gebracht werden.

Und so geht es weiter. Noch ein entlaufener Fürsorgezögling wird festgestellt, etliche Mädels, die der gewerbsmäßigen Unzucht verdächtig scheinen, etliche herumvagabundierende Besitzer und andere nützliche Glieder der kommenden Bestaus. Doch auch etliche Leute sind unter denen, die zur Wache mitgehen mußten, die weiter nichts auf dem Gewissen haben. Sie saßen im Wartesaal, wie die Polizeistreife kam, konnten sich nicht legitimieren, hatten auch keine Fahrkarte und wurden zur Wache gebracht. Es geben ihre Adresse an, ein Schupomann läutet ihr Notizbuch um Auskunft an, ob die betreffende Person dort gemeldet ist, und wenn alles stimmt, werden sie sofort entlassen.

Die ganze Schar derer, die auf der Wache eingeliefert wurden, es sind noch etwa zwanzig Personen, wird mit fünf Beamten in die „Graupe“ gebracht. Gleichgültig und teils noch frech den Beamten gegenüber sind die meisten der Inhaftierten. Ihnen ist das alles nichts Neues, sie haben schon öfters diesen Gang unter Polizeibedeckung angetreten.

Rrrrrrrr —, das Telefon surrt. An der Ecke Ernststraße ist eine große Schlägerei die dort stehende Schupostreife von zwei Mann braucht Verstärkung, um die Raufbolde zur Wache zu bringen. Zwei Mann verlassen das Wachtlokal. Nun nach zehn Minuten wird plötzlich die Tür zur Wache aufgerissen, zwei Schupoleute bringen an den Handketten einen Kerl, der noch jetzt, trotz der Fesseln, sich zu wehren sucht. Ein rabiater Bursche, den die Beamten nur mit Mühe festnahmen. Mit zwei Gesinnungsgenossen pöbelte er etliche Passanten an, es entwickelte sich eine solenne Prügelei, und das Blut floß etlichen der wackeren Streiter aus Mund und Nase. Die beiden anderen Schupoleute bringen unterdessen die übrigen Raufbolde, etliche Leute, die von ihnen angerempelt worden waren, kommen als Zeugen hinterher, draußen vor der Wache staut sich die Masse des Volkes, es wird notiert, protokolliert, protestiert und schwadroniert. Der eine Kerl wird von den beiden Beamten noch immer an Handfesseln gehalten, sonst würde er sich in seiner Wut auf die Leute stürzen, die gegen ihn aussagten. Doch die stählernen Fesseln halten ihn doch etwas in Raison. Die Polizeifesseln sind nichts Angenehmes: eine platte, eiserne Kette, mit zwei flachen Enden, die ineinanderpassen. Die Kette wird um die Handgelenke gelegt, mit den Knebeln schnell zugezogen und die Knebel einmal umgedreht. Ein unsinniger Schmerz, kein Verbrecher läßt es darauf ankommen, daß die Schupoleute ihm Ketten anlegen. Ein strammes Anziehen der Ketten und die Handgelenke schmerzen, als wenn sie zerdrückt würden.

Kaum sind die Protokolle über die Schlägerei aufgenommen, wird auch schon eine Zuschauerdiebin hereingeführt, die an der Würstelbude im Gedränge einem Herrn in die Tasche griff. Doch der merkt das, packt die Hand des Weibes, schlägt das Weibsbild gegen die Wand und verdrischt es ganz fürchterlich. Ein großer Auflauf, die Schupo kommt und rettet das Weib aus den Händen des Mannes, der immer noch auf der Taschendiebin herumprügelt. Allein diese Strafe ist eigentlich schon ziemlich mürzig. Doch ein Kriminalbeamter erkennt die Diebin als gewohnheitsmäßige, vorbestrafte Taschenmarderin, und sie kommt vorläufig in eine Zelle, wo sie ihre Garderobe in Ordnung bringen kann. Denn der Herr, dem sie in die Hände gefallen war, hatte ihr buchstäblich die Sachen vom Leibe geprügelt.

So gibt es eine Abwechslung nach der anderen. Die Polizei hat immer zu tun. Das Höchstmaß an Festnahmen wurde vor etlicher Zeit in der Polizeiwache auf dem Hauptbahnhof erreicht. Dort nahm man während eines Abends und einer Nacht 145 Personen fest und brachte sie zur Wache. Ein Zeichen für den Betätigungsdrang unserer Polizei. Und zugleich ein Zeichen dafür, wieviel Gesindel es doch im schönen Breslau gibt.

Der unschuldige Theodor

In der Nr. 44 der „Schlesischen Arbeiter-Zeitung“ unternimmt Th. Kansi, der bis auf weiteres und wohl für immer zur Disposition gestellte Chefredakteur dieses Blättchens, den verzweifelten Versuch, sich von den schweren Vorwürfen zu reinigen, die ich in Nr. 7 der „Breslauer Nachtpost“ gegen diese Leuchte des Kommunismus erhoben habe, indem ich ihm Betrügereien und Unterschlagungen von Parteigeldern vorwarf. Wie mir aus Kreisen der Partei, die mich über die Vorgänge in dem Mehlwurmtopfe in der Nikolai- und Trebnitzerstraße, K. P. D. genannt, auf dem Laufenden halten, versichert wird, ist der arme Kerl ganz verdattert, und diesem seinem erbarmungswürdigen Zustand entspricht auch derjenige der Mutaushruch, den er gegen mich losläßt. Er behauptet in den paar Zeilen, ich hätte meine Angriffe gegen ihn „wider besseres Wissen erlogen“. Lieber Theodor Kansi, Sie wissen nur zu genau, wie wahr meine Anschuldigungen sind, die ich, wenn mir die Abrechnungen vorgelegt würden, Wort für Wort beweisen kann. Ich wiederhole also noch einmal, daß Theodor Kansi sämtliche Abrechnungen an die Zentrale gefälscht hat, daß er das Geld, das er für die Partei und die „Oberschlesische Rote Fahne“ verwenden sollte, in Zuckerzeug, Sportkemden, Reithosen, Motorbootfahrten und Kirschen angelegt und auch nicht eine einzige der ihm übertragenen Aufgaben gelöst hat.

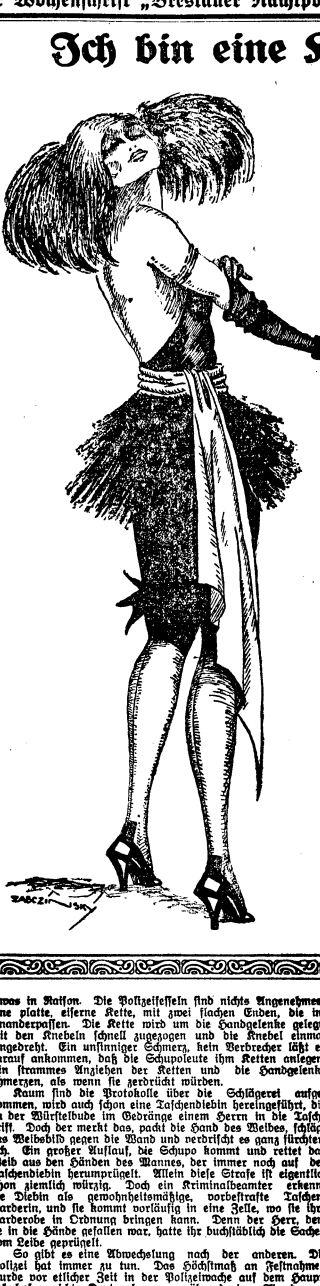
Im übrigen habe ich keineswegs behauptet, daß Herr Kansi „die 20 000 Mark, die der Kurier des Herrn Delsner, Wolff Roth, unterschlagen hat“, für sich verbraucht hat. Die anderen 20 000 Mark, die restlos draufgegangen sind, und das andere Geld, das Kansi verschleudert hat, genügen vollkommen.

Im übrigen sind Kansis Berichte reiner Schwindel gewesen, und wenn mich der „Kommunist“ Kansi vor ein bürgerliches Gericht zitiert, so werde ich meine Behauptungen beweisen, wobei allerdings Dinge zur Sprache kommen werden, die für die ganze K. P. D. sehr peinlich sind. Originell wirkt übrigens die Erklärung der K. P. D.-Bezirksleitung in Nr. 45 der „Arbeiterzeitung“. Ich wußte so schon immer, daß in der Bezirksleitung der Partei Analphabeten sitzen. Die Orthographie und Stilisierung der Erklärung aber beweisen daß das Analphabetentum nun auch in die Redaktion ihres Blättchens eingezogen ist.

Arme deutsche Sowjet-Republik, was soll aus dir werden, wenn diese Kommunisten einstmals „regieren“.

Max Gruschwitz.

Ich bin eine Klassefrau — —



Ich bin eine Klassefrau,
Meine Augen azurblau,
Meine Lippen purpurrot,
Meine Küsse süß wie Tod,
Meine Glieder grad und schlank,
Alles Klasse, Gott sei Dank,
Meine Hände schmal und weiß,
Meine Schultern blaß und heiß,
Meine Beine herzengrade
Wie geschaffen zur Parade,
Garderobe elegant,
Hüte, Mäschle so pikant,
Fingernägel manikürt,
Zehen täglich pedikürt,
Meine Wohnung sehenswert,
Eignes Auto, eignes Pferd,
Dogcart, Reitpferd und Lakat,
Vier Schoßhunde, Papagei,
Ohrgehänge, Perlenketten,
Zuchtenfofas, seidne Betten,
Brillantringe große Masse,
Kurz: alles Rasse, alles Klasse.
Ja, wenn Sie mich heute sehen,
Werden Sie es nie verstehen,
Daß ich noch vor einem Jahr
Packerin im Warenhaus war.
Und dann kam zufällig einer,
So ein dicker, reicher, kleiner
Schieber, dem ich imponierte,
Und der alles mir spendierte:
Seidne Strümpfe, feine Schuh,
Rock und Mantel und Dessou.
Und nach ihm kam selbstverständlich
Bald ein andrer. Bis ich endlich
Das geworden war, was ich
Stets ertrümmt hatt' inniglich:
Ich bin jetzt mit Chik und Rasse
Eine Frau der großen Klasse.

Ob ich das lange bleiben werde?
Lieber Gott, auf dieser Erde
Ist noch keine Kokotte glücklich geendet:
Erst werden Wohnung und Möbel verpfändet,
Dann verkauft man so langsam die Brillantringe,
Kostüme, Mäntel und andere Dinge,
Und steckt schließlich wieder in der Misere
Genau wie zu Beginn der Karriere.
Und mit fünfzig Jahren,
Mit gebleichten Haaren,
Mit verfallenem Gesicht
Kennen einen die alten Kavaliere nicht.
Und was macht man, um nicht zu verhungern?
Erst tut man in den Wartesälen rumlungern,
Und weil einem mächtig der Magen knurrt,
Zieht man sich strammer den Hungergurt,
Entsagt allen Illusionen nüchtern und schlau
Und wird
In nur städtischen Bedürfnisanstalt
Toilettenfrau.
Und dieses ist, man darf mir trauen,
Das Schicksal aller der einstigen
Klassefrauen — —

Edga.

Breslau bei Nacht

Ein Führer durch das Breslauer Vergnügungsleben

Im Laufe dieses Monats erscheint im Verlage der „Breslauer Nachtpost“, **64 Seiten stark, bunt illustriert,** ein Führer durch das Breslauer mondäne Leben, ein Wegweiser für jeden, der das Großstadtleben studieren will, eine Broschüre **„Breslau bei Nacht“.** (Wir müssen uns vorbehalten, anstatt 64 Seiten Taschenformat evtl. 32 Seiten **doppeltes Format** erscheinen zu lassen, falls technische Notwendigkeit es erfordert.)

Wir bieten mit diesem Buche unseren Lesern eine Schrift, die für Breslau **einzigartig** ist. Kostbar, und unter Aufwendung größter Kosten ausgestattet, bildet dieses Buch eine wertvolle, dauernde Erinnerung für jeden, mag er aus Breslau oder der Provinz sein. Unsere bunte Sylvester-Ausgabe, 4 Seiten stark, war bereits am Tage des Erscheinens vollkommen ausverkauft. Die 64 Seiten starke Broschüre **„Breslau bei Nacht“** ist heute, vor Erscheinen, bereits fast bis auf den letzten Rest durch Vorausbestellungen vergriffen. Wir geben an jeden unserer Leser noch je ein Exemplar der Broschüre **„Breslau bei Nacht“** ab. Der Preis, der sich heute auf mindestens 1200.— Mk. stellen würde, stellt sich für **unsere Leser** infolge günstigen Papiereinkaufes

bei Vorausbestellung auf Mk. 400.—.

Falls die Broschüre im öffentlichen Handel noch zu haben sein wird, kostet sie wahrscheinlich das **Mehrfache** dieses Betrages.

Vorausbestellungen umgehend erbeten! Es bietet sich hier unseren Lesern **eine nie wiederkehrende Gelegenheit, ein Breslauer wertvolles Großstadtdokument in guter Ausstattung für einen Spottpreis zu erwerben.** Das Renommee der „Breslauer Nachtpost“ bürgt dafür, daß die Broschüre **„Breslau bei Nacht“ ein Schlager ersten Ranges wird, ein unbezahlbares Handbuch für jeden, der das Breslauer mondäne Leben schon kennt oder noch kennen lernen will.**

64 Seiten stark, bunt illustriert, farbiges Umschlagblatt, Text von Ed Golland, Maxim und Richard von Enderling. Illustrationen und künstlerische Ausstattung von William Zabczinsky.

Umgehende Bestellungen mit deutlicher Adressenangabe zu richten an den

Verlag der „Breslauer Nachtpost“, Breslau, Garvestr. 10

„Sanatorium Kletschkau“

Alle Not hat nun ein Ende,
Fröhlich will ich eingesteh'n:
Nirgend wo auf Erden könnte
Mir's so gut wie hier ergeh'n.

Bin ein Schaf zwar, ein verlor'nes,
Doch man ist mir wohlgesinnt.
Fällt mich wie ein neugebor'nes
Windelfeuchtes Wickelskind.

Treue Pfleger hier im Kittchen
Sind stets auf mein Wohl bedacht,
Und auf jedes meiner Schrittchen
Geben liebe Augen acht.

Daß ich schreit' auf sicher'n Bahnen,
Daß kein rauher Wind mich kühlt,
Daß mich keine Gläubiger mahnen,
Daß kein Dieb mir etwas stiehlt.

Werd' betreut von flinken Dienern,
Alles bringen sie mir zu,
Was ich brauche. — Mit den Hühnern
Geh' ich abends brav zur Ruh.

Lieg' mit stillzufried'nen Mienen
Sanft im Bettchen — draußen schleicht
Leis ein Geist auf Filzpantinen,
Daß kein Unheil mich erreicht.

Auch sind Messer, Licht und Schere
Streng vor meinem Griff verwahrt,
Wenn es nämlich anders wäre,
Blieb oft Schaden nicht erspart.

Und daß keine schlimme Regung
Je das Blut in Wallung bringt,
Dafür sorgt schon die Verpflegung,
Die hält fittsam .... unbedingt.

Schweinskotelett und Hammelrippchen
Lassen oft das Blut nicht ruhn.
Doch es macht ein Wasserlüppchen
Gegen arge Lust immun.

Niemals wird bei solcher Nahrung
Mir das schmache Fleisch zum Fluch,
Und als geist'ge Offenbarung
Reicht man mir ein Märchenbuch.

Aschenbrödel und Schneewittchen —
Grützebrei und Haferschleim!!
Ach, es wandelt sich das Kittchen
Mählich mir zum Säuglingsheim.

Wo ich frei von allem Uebel
Lebe froh und unbeirrt
Wie ein Kind, dem — wie die Bibel
Sagt — das Himmelreich einst wird.

Sünd'ge Wünsche schweigen alle,
Und es wär' mein Glück komplett,
Wenn ich jetzt noch eine dralle
Hübsche junge Amme hätt'....!

Moriturus.

Spekulation

Skizze von Paulrichard Hensel.

„Nun muß ich gehen!“

Graziös, aber bestimmt setzte die schlanke Kitty die Beine auf die Erde und stand auf.

„Warum, Kitty? Der Abend ist noch so lang“, bat der junge Mann, der noch im Bann ihrer Liebkosungen sie sich nicht entgleiten lassen wollte. Aber das Mädchen stand schon vor dem Spiegel und ordnete sich mit ein paar gewohnten Hantierungen das zerzauste Haar.

„Komm, Bubi, gieh mir die Schuhe an . . . nein, erst den Strumpf glatt ziehen . . . bitte, keine Uebergriffe, Du! Ist ja schon gut, morgen komme ich wieder, nein, übermorgen . . .“

„Warum nicht morgen, Kitty? Was hast Du vor?“

Ein helles Lachen kam von den roten Lippen.

„Bebe ich denn nur für Dich? Was kümmert es Dich denn, was ich sonst mache? Sei doch nicht so ungastlieben!“

Der junge Kurt Brache sah sie mit ernsten Augen an:

„Kitty, ich habe Dich doch lieb. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Dir ein anderer mehr ist, daß Du einen andern auch liebst!“

„Wer spricht denn von Liebe?“ Die ringgeschmückten Finger fuhren schmeichelnd durch das Haar des Mannes. „Ich bin ein junges, vermöhntes und sehr begehrtes Mädchen, das weder die Anlage zum Nachdenken noch zum Sichsorgen hat. Aber so ein bißel Dankbarkeit ist doch in mir, wenn da ein Mann ist, der mir schöne und teure Sachen kauft — gefiel Dir nicht selbst die gelbe Seide so gut? — der für mich sorgt . . . Na, liebst Du, darüber kann man doch nicht hinwegsehen. So eine Existenzgrundlage braucht man. Liebhaben —, Du, Bubi, lieb hat man doch nur den, den man um seiner selbst willen liebt und nicht seines Geldbeutels wegen. Verstehst Du das?“

Aber Kurts Miene blieb unglaubig und so traurig, daß Kitty ihm rasch einen Kuß mitten auf den Mund gab.

„Bessere Dich, Du“ rief sie ihm noch zu. Dann war ihre zierliche Gestalt hinter der Tür verschwunden. —

— — — — — — — — — — — —

„Nein, es ist doch nicht wahr, was sie mir sagte,“ grübelte Kurt Brache für sich, „immer wird ihr der lieber sein, der mehr für sie opfern kann. Und, weil ich so ein armer Schlucker bin, der nichts hat, nicht einmal für sich genug, werde ich immer an letzter Stelle stehen. Pfui Teufel, bin ich denn ein so unbegabter Kerl, daß ich es nicht auch zu etwas bringen kann?“

Und nun kam er Tage und Wochen nicht mehr aus dem Grübeln heraus. Bücher und Zeitschriften stapelten sich auf seinem Tisch, des Abends saß er mit Freunden oder auch allein in einem Café, immer auf den Ankünfungspunkt lauernd, der ihm die Tore zum Reichtum öffnen sollte. Ihm war alles recht, sogar, daß Kitty jetzt seltener zu ihm kam. Ja, er hatte sogar eine leise Furcht, sie zu treffen, seitdem er nachts Schleppardienste für einen geheimen Spielklub versah. Das brauchte sie nicht zu wissen. Und allmählich — Triumph der Sehnsucht — bewahrheitete sich das Sprichwort, daß es der Herr den Seinen zwar nicht im Schlaf, aber in der Nacht gibt.

Kitty machte große Augen, als Kurt eines Tages zu ihr sagte: „Du, an Deinem Strumpf ist eine Masche gefallen. Ich werde Dir ein paar neue geben.“ Und er reichte ihr ein kleines Päckchen.

„Tremasebde!“ lächelte Kitty, „und auch gleich passende Strumpfbänder dazu? Du bist ein lieber Kerl!“

Und sie beeilte sich, dem Geschenk den ihm zukommenden Platz zu geben.

Kurt aber meinte obenhin: „Kleinigkeiten, Kitty! — Sag mal, hast Du Lust, heute abend einen Bummel mit mir zu machen?“

Kitty sann einen Augenblick nach, dann sprang sie auf. „Machen wir, Kurt, ich bin dabei!“

— — — — — — — — — — — —

Ein paar Wochen später trug Kitty ein apart gestricktes, graues Tuchcapes, ein Paar hohe Wildlederschuhe und einen Modellhut von Gerson Prager. Kurt, der mit der selbstbewußten Miene scheren Besitzes neben ihr ging, war immer gern bereit, ihr neue Aufmerksamkeiten zu erweisen, und Kitty war immer gern bereit, ihm dankbar zu sein. —

Und wieder ein paar Wochen später saß sie in dem Atelier des schwarzhaarigen Malers Wasko und tröstete ihn:

„. . . Immer kann ich doch nicht bei Dir sein, Du Ungenügsamer. Du hast nur Deine Lebe für mich, und dem, der alle meine kostspieligen Launen befriedigt, muß ich doch dankbar sein. Liebhaben, Bubi, tut man doch nur den, den man um seiner selbst willen liebt. Und das bist doch Du. . .“

Und sie küßte ihn.

Ringkämpfe und Publikum

Man muß es der Direktion des D. K. lassen, daß sie es versteht, immer wieder neue, interessante Begegnungen von Ringern von Klasse zu arrangieren. Nacheinander hat sie jetzt Männer von wirklich internationaler Bedeutung dem Publikum vorgeführt, und namentlich die letzte Begegnung von Albert Hein und Pietro Scholz zeigte zwei hervorragende Techniker auf der Matte, die man als absolut gleichwertig betrachten kann. Während die Begegnung zwischen Saft und Gerigkoff wenig wirklichen Sport zeigte, sondern nur riesige Körperkräfte gegeneinanderstanden, bewiesen Hein und Scholz, daß der Ringkampf, ausgeführt von technisch hervorragenden Ringern, auch etwas ästhetisch Schönes sein kann.

Es wäre zu wünschen, daß die Direktion einmal eine Begegnung von Hans Schwarz und Westergaard-Schmidt herbeiführt. Beide Weltmeister stellen gegenwärtig die Elite des deutschen Ringkampfes dar, sodaß ein Kampf zwischen ihnen sportlich ein Ereignis darstellen würde.

Nun aber ein Wort zu dem Publikum, das den Ringkämpfen beiwohnt. Ist es denn wirklich so furchtbar schwer, sich wenigstens einigermaßen anständig zu benehmen? Wenn man das Gebaren mancher halbwüchsigen Lümmel vor, während und nach den Darbietungen beobachtet, möchte man tatsächlich bedauern, daß die Prügelstrafe abgeschafft ist. Man soll es kaum für möglich halten, auf wie tiefem Niveau ein Teil unserer Jugendlichen steht.

Wie gesagt: Es wäre zu hoffen, daß es in dieser Beziehung anders wird, denn schließlich geht man doch zu einer sportlichen Veranstaltung um der Darbietungen auf der Matte willen, nicht aber, um das Gelächter, Gejohle und die faden Witze unreifer Laufsejungen, die von Sport nichts verstehen, aber alles besser wissen wollen, über sich ergehen zu lassen.

M. G.

Feldschänke. In der Feldstraße, dicht an der Klosterstraße, befindet sich ein kleines Lokal, das man als Breslauer kennen muß: die „Feldschänke“, ein intimer, gemütlicher Aufenthalt für Einheimische und Fremde. Gute, gepflegte Getränke, bezente Musik sorgen dafür, daß jeder Gast es gemütlich findet. Und dann als besonderer Anziehungspunkt: die charmante Bedienung. Motto: Da staunt der Kochmann, und der Zapf wundert sich. Also: Sehen und genießen! —

dem Arbeiter-Samariterbund entgegängen Kommunisten wurden in ihre Aufgaben bei etwaigen Straßenkämpfen allernächster Zeit eingeweiht, die Bildung von Stoßtrupps in Angriff genommen. Nun sind allerdings die Verhältnisse in Breslau derart, daß die paar Kommunisten mit ihren Stoßtrupps nicht weit kämen. Ich persönlich kenne in Breslau nur zwei Kommunisten, die auf Befehl von Berlin „losgen" würden, und von diesen ist einer, Gott sei's geklagt, gestört. Aber wenn auch die Gefahr von offenen Unruhen kaum in Breslau besteht, so ist doch die Gefahr riesengroß, daß man es diesmal nicht bei Klosettsprengungen wie 1921, bleiben wird, sondern daß man zu Terroraktionen gegen öffentliche Gebäude und Personen greift. Es ist nun das eine Gute, daß ein gut Teil „überzeugter" Kommunisten in Breslau im Dienste der Kriminalpolizei steht, sodaß die Gefahr einer Ueberraschung nicht allzugroß ist. Immerhin aber ist es dringend notwendig, daß die in Betracht kommenden Insassen die Augen offen halten und jeden Versuch, der in den Hirnen der Putschisten entsteht, durch rücksichtslosen Zugriff vereiteln. Im Interesse der deutschen Arbeiterschaft ist das dringend notwendig. Denn das Los der deutschen Arbeiter im Falle eines Sieges der Fröhlich und Konsorten wäre, als Kanonenfutter für Sowjetrußland zu dienen.

Jeder wirkliche Kommunist wird gegen diesen Versuchen ebenso rücksichtslos entgegenstellen wie ich, und die Beifallsbezeugungen, die mir gerade in letzter Zeit aus der kommunistischen Opposition zugehen, beweisen mir, daß ich auf dem rechten Wege bin.

IV.

Reden der kommunistischen Gefahr darf natürlich auch diejenige nicht vergessen werden, die, von Bayern ausgehend, in ganz Deutschland ein Unheil ohnegleichen angerichtet hat. Es ist sehr traurig, wenn man feststellen muß, daß es immer wieder Dumme gibt, die jedem neu auftauchenden politischen Scharlatan nachlaufen. Wenn man sich überlegt, daß ein Mann von solch beschränkten Qualitäten wie Hitler Führer einer Bewegung von solchem Umfange werden konnte, wie es die nationalsozialistische ist, so muß man das Volk, das Dichter und Denker bedauern. Dieser Mann, aus dessen armseligen Phrasen auch nicht ein Funke wahren Führertums leuchtet, dessen einzige Anziehungskraft in Theaterspielereien, Fahnen, Standarten und ähnlichen Brimborium besteht, dokumentiert in sich selbst die politische Unreife des deutschen Volkes, das auch heute noch, wie die kleinen Kinder, an leeren Aeußerlichkeiten hängt, heute dem Jakobinerkreuz und morgen dem Sowjetstern nachläuft und immer eine neue Spielerei braucht, um sich „politisch zu betätigen". Nun gehören zwar die Bayern zu den dümmsten Teilen des deutschen Volkes, aber Hitler, der Prophet Rupprechts, hat in letzter Zeit auch in anderen Teilen Deutschlands in den Kreisen derer, die nicht alle werden, an Anhang gewonnen. Wie gesagt: weniger wegen der Beweiskraft seiner Argumente, sondern vielmehr wegen der Fahnen, Parademärsche und all dem klingenden und glitzernden Zeug, das die großen Massen der Bevölkerung Hitler zuzujubeln, schmerzlich vermissen. Der einzige von all den Nationalsozialisten, der tatsächlich weiß, was er will, ist Hitler selber. Aber der Nutzen, den er sich von „seiner" politischen Bewegung verspricht, liegt weniger auf politischem, sondern mehr auf finanziellem Gebiet.

Wie gesagt, man kann nicht umhin, das deutsche Volk zu bedauern, das bei seiner grenzenlosen Unselbständigkeit in den Zeiten schwerster Not keinen wahrhaften Führer findet und wie Treibholz von einem Extrem ins andere gerissen wird. Es gab einmal einen Mann, der der geborene Führer war, einen Mann, der der deutsche Cromwell oder Lenin hätte werden können. Das war Karl Liebknecht. Aber dem Schuß eines elenden Tot. Und so ist das Volk Goethes und Friedrichs heute bei Hitler und Oberlein gelandet.

V.

Wir wollen wenigstens die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß es einmal anders wird. Aber wir wollen wenigstens die bescheidenen noch vorhandenen Kulturgüter so lange bewahren, bis unsere Erlösungsstunde schlägt. Und darum haben wir keine Lust, unsere Zukunft den Elfenbeintürmen unsäglicher Herostraten anzuvertrauen. Sie mögen sich vor allem die putschlüsternen Elemente rechts und links gesagt sein lassen.

Die Behörden aber haben die Pflicht, die Augen offen zu halten und Hansmurstiaden wie es Kapp-Putsch und Märzaktion waren, schon im Keime zu ersticken.

Max Gruschwitz.

Der „Freideutsche Bund"

Eine blamable Begebenheit.

Zu allererst: das was ich in nachfolgendem erzähle, ist bis auf das Tüpfelchen wahr. Die der Handlung: Breslau sowie diverse Mittergüter. Zeit: 1920. Personen: Hauptperson: Vornamen, Alfred, Nachnamen: allgemein bekannt. Er ist der einzige aktive Spieler in der Tragikomödie. Die anderen spielen sehr, sehr passive Rollen.

Also: Alfred war ein kleines Kerlchen, das langsam, ganz allmählich auf die schiefe Ebene kommen war. Damals, 1920, war das Interesse für Politik in der Oeffentlichkeit noch weit größer als jetzt. Alles fürchtete einen Umsturz von links. Freund Fred hatte zwar keine Ahnung von Politik. Eine politische Ueberzeugung besaß er erst recht nicht. Aber dafür hat er eine ausgesprochene Witterung für die Konjunktur und die Vorteile, die man aus ihr herausschlagen konnte.

Also: Fred gründete einen Bund, der sich im Allgemeinen und im Besonderen mit dem Kampf gegen den Bolschewismus beschäftigen sollte. Das war damals nicht weiter aufregend, denn in dieser Zeit gründete so mancher intelligente Gannef derartige Vereine und Verbände. Um dem Kinde einen Namen zu geben und ihm ein möglichst unverfängliches Mäntelchen umzuhängen, nannte Fred diese feine Schöpfung den „Freideutschen Bund". Auf der linken Seite glaubte er durch das Wort „frei" zu imponieren, während er durch die Betonung des Deutschtums nationale Klänge anschlug. Irgend welche nennenswerten Anstrengungen, Mitglieder für den Bund zu werben, machte Fred keineswegs. Im Gegenteil: er hielt die Mitgliederzahl des Bundes streng geheim. Er hatte auch allen Grund dazu, denn denn Bunde gehörten in den Zeiten seiner Blüte außer dem Gründer nur Leute und schreibe zwei Mitglieder an. Wer aber gelaubt hätte, daß der „Bund" infolge dieser lächerlich geringen Mitgliederzahl vollkommen tot gewesen wäre, der irrt sich schwer. Sein Motto war: „Klein, aber oho." Und seine starke Seite war weit weniger die Mitgliederwerbung, als vielmehr die Sammelei von Geldern für den Kampffonds, wobei die Hauptbetonung auf das Wort Fonds zu legen ist, während Fred nicht im Traume an irgend eine Art von Kampf dachte.

Naturgemäß hatte das Kapital ein Interesse, den Bewegungen von Linke entgegenzutreten. Das überzah Fred natürlich Pfort, und so geschah es sich alsbald an diese Kreise heran. In Breslau selbst riskierte er das zunächst nicht, denn da konnte er zu schnell kontrolliert werden. Desto günstigere Ausbeutungsobjekte aber bildeten die Krautjunker, die gelegentlich nach Breslau kamen, einesteils um hier einzukaufen, anderenteils aber, um sich zu amüsieren. Im Grand-Hotel, dem Rendezvous derer von und zu, kaperte sich Fred, tadellos in Schale, den ersten einen Herrn von G. aus Sch. In verwegten Worten schilderte Fred dem Agrarier, der es sehr eilig hatte (vielleicht hatte er irgendwo irgend ein kleines Mädchen sitzen), die schauerigen Folgen eines bolschewistischen Umsturzes. Den armen Agrarier überfiel eine Gänsehaut nach der andern, einerseits infolge der Szene, die ihm seine Eili oder Liffy wegen der Verspätung machen würde, anderenteils wegen der fürchterlichen Torturen, die ihm, nach Freds grausigen Prophezeiungen, höchst persönlich drohten. Resultat: er zeichnete zunächst für die gute Sache eine namhafte Summe. Was nun folgte, ist leicht zu erraten. Gestützt auf die fabelhafte Referenz, klapperte Fred einen Grafen nach dem anderen, einen Freiherrn nach dem andern ab. Und nachdem er erst einmal die adligen Gimpel auf der Leimrute hatte, war es ihm ein leichtes, auch in Breslau Anschlüsse zu finden, die für den „guten Zweck" ihren Namen und ihr Portefeuille zur Verfügung stellten. Ja, die Kreise, die bisher sozialen Banklhaus kroch dem schlauen Popelsteller auf den Leim.

Für alle diese zusammengekrampften Summen leistete der „Freideutsche Bund", um es kurz zu sagen, nichts. Wenigstens nichts, was mit den von ihm angeblich angestrebten Zielen irgend etwas gemein hätte. Daß sich Fred und seine Angehörigen von Kopf bis Füßen neu einkleideten, wie Fürsten leben und in den feudalsten Lokalen verkehrten, kann kaum als wirksame Bolschewikenbekämpfung angesprochen werden, und es steht jedenfalls fest, daß weder Graf S.-G. noch Graf Y. v. W. auch nur einen Pfennig hergegeben hätten, wenn sie gewußt hätten, daß das Geld zum Fenster hinausgeworfen sein würde. Allmählich begann sich freilich die Polizei mit dem Bunde zu beschäftigen, und Fred hielt es, nachdem er seine hohen „Protektoren" noch einmal tüchtig gerupft hatte, für geraten, den „Bund" lang- und klanglos zu begraben und sich selbst außer Schußweite zu bringen.

Wenn man sich überlegt, daß dieselben Grafen und Herren von, auf und zu nur sehr zögernd auch nur eine Mark für wohltätige Zwecke herrücken, so wird man keineswegs den Umstand bedauern, daß sie um ganz passable Summen erleichtert wurden.

Andererseits sind natürlich Fred, sein Bund und die Naivität der Aristokraten Symptome unserer Zeit, einer Zeit der Hochstapler und der Narren.

Maxim.

Fromme Bitten

Ich stürmte so froh im Leben dahin,
Mit leichtem Herzen und leichtem Sinn,
Nicht achtend der Eltern Spargebot.
Da hab' ich gesteht in der Gläubigermot.
„Vergib uns unsere Schulden!"

Dann saß ich mit meinem Mädel allein,
Am Waldesrande beim Mondenschein
Von Lenz und Liebe das Herz durchweht,
Und auf den Lippen das fromme Gebet:
„Führe uns nicht in Versuchung!"

Und jetzt, als solider Ehemann,
Denk' ich zurück wohl dann und wann,
Die Schwiegermama macht das Herz mir schwer,
Ich bet', wenn ich sie rumoren hör':
„Erlöse uns von dem Uebel!"

Wenn noch nie, so hat der gute Emil hier schändlich gelogen. Daß er, um gegebenenfalls aufs Beste gerüstet zu sein, sich erst „Spieler" besorgt und politisiert und gemeldet hat, stimmt wohl. Es stimmt auch, daß Emil eine „Braut" hat, und daß diese junge Dame bereits Mutterfreuden genießt. Daß aber Emil diesem jungen Weltbürger, für dessen Erdenwallen er angeblich verantwortlich sein soll, durch Herzogte irgendwelcher Gebrummen das schwere Poilen erleichtern hilft, das ist eine Erfindung seiner reichen Phantasie. Und daß er mittels ehrlicher Arbeit sich durchs Leben schlägt, das darf man Emil, dem man sonst alles zutrauen darf, ganz bestimmt nicht zutrauen. Emil ist Schwerarbeiter, — es fällt ihm nichts so schwer wie die Arbeit. Und das Kind, für das er sorgen soll, ist nicht wie ein treffliches Argument vor dem Unterfuchungsrichter, der vielleicht Milde walten lassen und den jungen Sünder durch Verhängung der Untersuchungshaft nicht an seinen Vaterpflichten hindern wird.

Emil will dir noch etliche gute Ratschläge geben, doch du Tür öffnet sich plötzlich und ein Schutzmann ruft: „Emil!" Sofort verstummen die Gespräche, man hört gespannt auf die Namen, die der Beamte verliest. Es sind diejenigen, die jetzt dem Untersuchungsrichter vorgeführt werden. Die Aufgerufenen, auch du, mein armer Freund, bist darunter, folgen dem Aufseher, und im Hinausgehen hörst du noch, wie die Zurückbleibenden deinen Geschärften Verhaltungsmaßregeln geben.

„Nicht halten, Karle, nichts zugeben. Wenns Dir nichts nachweisen können, dürfense Dir auch nich verknacken."

Jene, die solch beherzigenswerten Rat erteilen, lachen damit das gleiche aus, was schon Schiller in „Maria Stuart", wenn auch mit schöneren Worten, die englische Königin sagen läßt:

Der schlimmste Schritt ist, den man eingesteht.
Was man nicht aufgibt, hat man nicht verloren.

Vor dem Untersuchungsrichter.

Dieses Kapitel ist kurz, dafür aber um so schmerzvoller. Du hast Dir, mein bedauernswerter Freund, noch während der letzten Minuten eine fulminante Rede erdacht, Worte schweben auf Deiner Zunge voll Scham, Reue, Selbstanklage, mit denen Du den strengen Sinn des Inquisitors rühren willst. Aber, Vermiter aller armen Sünder, es harrt Deiner eine niederzuschmetternde Enttäuschung. Du betritt ein kahles, nüchternes Amtszimmer, das ich Dir nicht zu beschreiben brauche, weil Du es schon tausendmal gesehen hast, und hier ist über Dein Schicksal schon entschieden worden, ehe Du nur den Mund aufmachtest. Hinter einer Holzschranke zwei würdige, kühl blickende Herren, von denen der eine gleichgültig in Akten blättert, der andere, der Du ihn für den Oberbaum zu tun, als ob er nur durch Zufall in diesen Raum geraten wäre. Doch dieser anscheinend so völlig unbeteiligte Herr ist Seine Majestät, der Herr Untersuchungsrichter. Er stellt bereits die Akten derjenigen, die nach Dir dran kommen, und hat sich über Deinen Fall längst orientiert. Dieser ist so alltäglich, so interessilos für den Gestrengen, daß er von Deiner minderwertigen Existenz absolut keine Notiz nimmt. Aus beinen Akten hat er ersehen, daß Du keine feste Wohnung hast, und zieht daraus die für Dich so bitteren Konsequenzen. Der zweite anwesende Herr, es ist der Gerichtsschreiber, liest Dir in gleichgültigem Tone das Protokoll vor, das bereits auf der „Schmerzhaften" aufgenommen wurde, und das Dein ganzes Schuldbekenntnis enthält. Du vernimmst kaum ein paar Worte, das übrige fliegt, wie eine fremdsprachige Litanei, blitzschnell an Deinem Ohr vorüber; unmöglich ist es Dir, Sinn und Inhalt des Vorgelesenen zu erfassen. Auf die Frage des Schreibers, ob Du noch etwas anzugeben hast, willst Du Deine zu Herzen gehende Verteidigungsrede vom Stapel lassen. Aber ach, all die schönen, schwungvollen Worte, die Du Dir erdacht hast, sind plötzlich verflogen und vergessen, wie ein Korken steckt es in Deiner Kehle, der Angstschweiß perlt auf Deiner Stirne und Du bringst auf die Frage des Beamten nichts wie ein stotterndes, halblautes „N — nein" heraus. Mechanisch, ohne Deinen Willen, hast Du abschließend tut, setzst Du mit zitternder Hand Deinen Namen unter das Protokoll. Noch einmal vernimmst Du darauf die gleichgültige Stimme des Schreibers, der eine schon tausendmal gesagte Formel zum zehntausendsten Male niederhört, kühle, geschäftsmäßige Worte, die Dich für Jahre hinter Kerker bringen wie die Posaune des jüngsten Gerichts ans Ohr. „Beschlossen und verkündet: Ueber den Angeschuldigten wird die Untersuchungshaft verhängt!" — Und schon öffnet sich die Tür, ein Gefängnisbeamter führt den nächsten armen Sünder herein und sorbert Dich auf, den Raum freundlichst wieder zu verlassen. Du bist entlassen bis zum Tage der Verichtsverhandlung. Erledigt. Zwei Sekunden später steht Du wieder auf dem langen, halbdunklen Korridor und, o Ironie des Schicksals, schon fallen Dir auch die wunderschönen, schwungvollen Worte ein, die Du sagen wolltest, und die Du jetzt den vier Wänden Deiner Zelle erzählst, Deinem treuen, treuen armen Freund, denn ob Du diese Rede vor dem Untersuchungsrichter hälftst oder einsam, wie Demosthenes am Strand des Meeres, in die leere Luft hinausschreist, der Effekt ist genau der gleiche: Du predigst tauben Ohren.

Mit schlotternden Knien lehnst Du an der Wand des Korridors und ohnmals öffnet sich die Tür des Richterzimmers. Mit siegesbewußter Miene und triumphierend wahrendem Wollschal tritt Dein Freund Emil heraus und flüstert Dir im Vorübergehen zu: „Schwein gehabt, Mensch, ich werd' wieder entlassen. Das ist der Segen, wenn man eine „Bleibe" hat. Nu heißt's aber fürnem. . . ."

Du möchtest verzweifeln ob dieser schreienden Ungerechtigkeit, Dieser junge, arbeitsscheue, durch und durch verdorbene Bengel, der im Rückfalle ein schweres Verbrechen begangen hat und selbst eine Zuchthausstrafe erwartet, darf sich der goldenen Freiheit erfreuen, die er benutzen wird, sich der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen und neue Missetaten zu begehen. Du aber, Bedauernswerter, der Du aus Not und Verzweiflung die Gesetze gum erstenmal übertreten hast und schon beim schüchternen, ungeschickten Versuch ertappt wurdest und nur eine gelinde Strafe zu erwarten hast, Du mußt hinter Gefängnismauern über Dein trauriges Schicksal nachsinnen.

Und, ohne zu ahnen, daß schon vor Dir ein großer Dichter dasselbe gesagt hat, stößt Du die anklagenden, verzweiflungsvollen Worte aus: „Ich verstehe die Welt nicht mehr . . . !"

Metamorphose.

Ob des empörenden Unrechts, das Dir widerfuhr, bist Du innerlich mit der Welt fertig. Doch nun heißt es, auch Abschied nehmen von allem, was Dich Erfreuliches als Kulturmenschen gekennzeichnet hat. Mit anderen Worten: Du legst Deine Zivilschaben ab und erhältst Gefängniskleidung.

Vielleicht hast Du, lieber Leser, während des großen Krieges die Lust, Soldat zu sein, am eigenen Leibe verspürt. Von dieser erhebenden Zeit her wirst Du Dich wohl noch jenes Raumes erinnern, der vollgepropft war mit Militärhosen und Röcken, Stiefeln, Tornistern, Brotbeuteln und anderen schönen Dingen, die zur Montur eines feldgrauen Kriegers gehörten. Man nannte den Raum: Kammer. Und diese Dinge aufbewahrt wurden, die Kammer, und es roch darin so kommißmäßig nach Schweiß, Mottenpulver und altem Leder. Du betrittst nun ein ähnliches Gemach, in dem es aussieht, als hätten sämtliche Trödler der Stadtgasse ihre unverkäuflichen Ladenhüter abgelagert. Aber nicht jeder Mann aus jener einer Kompagniekammer, nur daß es hier womöglich noch übler riecht, und der Hüter dieser Schätze heißt nicht, wie beim Kommiß, Unteroffizier, sondern er führt den anheimelnden, Vertrauen erweckenden Namen „Hausvater". Jeder frühere Insasse der Gruppe wird sich seiner erinnern. Ein trotz seines brohenden emporgewölbten Bauches schmucker Schnauzbartträger Sorte, der, ungeachtet seines unangenehmen und aufreibenden Dienstes, sich ein „Wäuchein angemäft" hat als wie der Doktor Luther". Du entkleidest Dich vor ihm bis aufs Hemd und steht schließlich da mit nichts angetan, als wie mit dem fadenscheinigen Gewande, das Du vielleicht Du am Tage, als Du jetzt Deinem Urvater Adam, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß Du Dich nicht im Paradiese befindest. Mit trämenden Augen siehst Du, wie all' Deine Habe in einem großen Sack verschwindet, der mit einer Nummer versehen wird, besten Inhalt Du bis zu Deiner Entlassung nicht mehr zu Gesicht bekommst. Was ingenn einer Tür fliegen Dir plötzlich einige Gegenstände an den Kopf, die sich als Bluse, Hose, Hemd und ausgebiente Militärschuhe entpuppen. Das Zeug strömt einen niederträchtigen Geruch nach schlechter Seife aus. Nur zögernd legt Du das ungewohnte Habit an, und betrachtest es, lieber Leser, ganz genau. Die Hose ist zu weit, das Hemd zu breit kein Spiegel vorhanden ist, in dem Du Dich in Deiner ganzen Schönheit bewundern könntest. Eine glatte, blaue Bluse, die Du am Hals nicht schließen kannst, weil Dir sonst die Luft wegbliebe. Sie reicht unten knapp bis zum Nabel, die Aermel bedecken kaum die Knöchel Deines Handgelenks. Doch, was ihn diesem Bekleidungsstück an Länge fehlt, um eing ist, das ist bei der Hose um so reichlicher vorhanden. Du könntest sie bequem über die Ohren ziehen, und auch dann noch würdest Du bei jedem Schritt auf ihren Saum treten. Du krempelst sie auf, Hosenaufschläge sind ja jetzt modern, und trotzdem wirkt diese Menstrum noch unzählige Zollen. Nur keine Hosenbeine. Statt eines Schlipses legst Du Dir eine blaugemürselte Halsbinde um, zieht die Schuhe an, die bequem einer wohnungslosen Familie als Notobdach dienen könnten, und trägt jetzt, wie einer der sieben Weisen Griechenlands, alle Deine Habe bei Dir.

Und nun bist Du endlich soweit, die Zelle zu betreten, die Dir der „Hausvater" angewiesen hat: Abteilung C 8, Nummer 222. . . . . .

Nun aber, lieber Leser, erhole Dich einstweilen von den Schrecknissen des Infernos auf der Graupenstraße. Von Deinem neuen „Heim" soll im nächsten Kapitel ausführlich die Rede sein. — —

(Fortsetzung folgt.)

Neu für Breslau!

Holländisch Bufett

Internationale Wein- u. Likörstuben

Künstlerkonzert

Fremdenzimmer! Sonnenstraße 33 Fremdenzimmer!

Telefon Ring 9433

Schmiedebrücke 43/45

Zahle noch nie dagewesene Preise für

Gold-, Silber-, Platin-Bruch

Zähne, Quecksilber sowie alle Arten von

Doublee, Tressen

E. Krezdorn & Co.

Schmiedebrücke 43-45

Im Hause der Viktoria-Versicherung

Geöffnet von 9—1/27 Uhr

Legitimation mitbringen

Sonnenstr. 14 (Laden)

Zahle noch nie dagewesene Preise für

Gold-, Silber-, Platin-Bruch

Zähne, Quecksilber sowie alle Arten von

Doublee, Tressen

J. Jungmichel

Sonnenstr. 14 (Laden)

Geöffnet von 9—6 Uhr

Zeltgarten-Variété

Direktion: Rosiansowski

Ab 1. Februar:

Beginn der Großen Internat. Preisringkämpfe

um die vorläufige Zugsprämie von 200 000 Mk.

Großbreslau

Königsstr. 6

Telefon Ring 4084

Das genügt!

Täglich 5—12 Uhr: Konzert.

Brillanten, Gold u. Silber, Platin, Perlen, ausländische Münzen, Violine, Briefmarken, alte Gold- u. Silbersachen, Antiquitäten, Zahngebisse, Schmuck, Uhrketten, Zahnmedizin, Zahngebisse, Zahnkronen, Zahnstifte

---

Erfinder verdienen Geld, wenn sie Prospekte mit wertv. Aufsl. gratis verl. vom Patent-Büro Alfred Schroeder, Berlin W62

Engelhardt-Bierquelle

„Zum Ratsherrn"

Ring 5 Kurfürstenseite Tel. Ring 250

Bier-, Wein- und Likörstuben

Gute Küche — Gepflegte Getränke

Täglich ab 5 Uhr:

Künstler-Konzert

PETER-DIELE

Promnitzstr. 51 am Schlachthof-Straßenbahnlinie 3u6 T. Rg. 6005

Täglich Konzert.

Gute Küche bis 1 Uhr nachts

Restaurant Gallonen-Diele

Inh.: Richard Scholz

Bohrauerstraße 5. Telefon Rg. 3965.

Bekanntes Familienlokal des Südens

2 Minuten vom Hauptbahnhof.

Spezialität: Der gute Honig-Crême

Mittagstisch von 12—3 Uhr

Gute Küche — Solide Preise.

Täglich ab 6 Uhr: Künstler-Konzert

Kapellmeister Lacotta

Ausschankstätte renommierter Brauereien

Wein- und Bierstuben

„Herrnstüb'l"

Hummerei 6

Schweidnitzer Stadtgraben 9

Union-Weinhaus

Gute Küche — Dezente Musik

Inh. Willy Neumann

Haring's Weinstuben

Schmiedebrücke, Ecke Messergasse

Breslau's bekanntestes Weinlokal

Dezente Abendmusik

Telefon Ring 2098

Vollständig renoviert.

Neu eröffnet!

Café und Konditorei Wein- und Likörstuben

„Fides"

Täglich Konzert

Um gütigen Zuspruch bittet 864

Inh.: F. Kramer

Ritterplatz 8.

Wo gibt's einen guten Happen?

Im D-Zug

Sokoll's Wurstfabrik u. Frühstücksstube

Schweidnitzerstr. Eing. Kleine Groschengasse

Bis 11 Uhr abends geöffnet.

Holmes Scharwenka Solo Violine

Wo?

am Flügel: van Berto

Cello-Virtuose Jonny Dubaly

Neue Gasse 27 ASTORIA Telefon Ring 8299

Felsenkeller

dicht am Christophorplatz

Kätzelohle 8

Wein- u. Bierstuben

Nette Bedienung

Dezente Musik

Eisen und Metalle

Tuchabfälle, Hausiumpen, Papier und Knochen kauft zu höchsten Tagespreisen

KURT SCHÄFER

Tannengasse 8 und Kohlenstr. 9

Geschlechtskranke!

Schnellste Heilung ohne Berufsstörung, 27jährige Praxis.

Dr. Dammann's Heilanstalten

Einziges Ärztliches Institut dieser Art in Breslau, Gräbschenerstr. 41, 2. Etg. 9—11, 3—6, Sonntags 10—12. Mittwoch geschlossen.

Geschlechts-, Harnröhren- u. Hautkranke

finden schnellste, sichere u. schmerzlose Behandlung, ohne Berufsstörung unter Verschwiegenheit im Spezial-Heilinstitut Zolcke, Breslau 2, Matthiasstraße 22, II. Telefon Ohle 1924

Sprechstunden: 9—12 vorm., 1/28—7 nachm. Sonn- und Feiertags 8—1 Uhr vorm.

Die gemütlichen Weinstuben

Zur Klause

Schmiedebrücke 31/32

1. Etage

!! Künstler-Konzert !!

Café Mozart

Klassisch, modernste Musik

Bürgerliche Getränke

Wein-Diele

Kleiner Ohlauer-Stadtgraben

Café Dessau

Dessauerstraße 2. Telefon R. 2664

Täglich Künstler-Trio

Kapelle Bentschel

Solides Familienlokal.

Burgfeld 2 **Unruh's** Burgfeld 2

gemütl. Alt-Breslau

Intimer Verkehr! Tägl. v. 11—1 Uhr intimer Verkehr!

Wein- und Bierstuben

„Zur Feldschänke"

Feldstrasse 32

Fernspr. Ohle 9392. Nette Bedienung.

10 Minuten vom Hauptbahnhof.

Dezente Musik.

Intimer Aufenthalt.

Wein-, Likör- u. Bierstuben

Vorstadt-Diele

Gräbschenerstraße 113.

Jeden Sonnabend und Sonntag:

Gemütl. Beisammensein

Café

Honolulu

Gabitzstraße 61. Bes. W. Stock

Dezente Musik: Zivile Preise!

Eröffnet

Sonnabend, den 27. Januar 1923

Wettannahme

für In- und Ausland

Hans Carow

staatlich konz. Buchmacher

Albrechtstraße 54

1. Etage

Tel. Ring 8043

Kosten werden eingerichtet.

Café Brodda

Inh.: H. Krumsholtz, Gräbschenerstr. 19/21.

Das vornehme Familien-Lokal

Täglich: Erstklassiges Künstler-Konzert

„Deutsche Krona"

am Freiburger Bahnhof.

Behaglich eingerichtete

Wein- u. Bierstuben.

Residenz-Café

am Tauentzienplatz

Vornehmstes u. schönstes Familienlokal

Täglich von 4 Uhr ab:

Konzerte

Restaurant Matthias-Park

Moltkestraße 17. Telefon Ring 6218.

Mittagstisch von 12—3 Uhr

Gute Küche — Solide Preise

Jeden Sonntag ab 5 Uhr: KONZERT.

Vereinszimmer. Saal für Festlichkeiten.

Theodor Stolle's Gesellschaftshaus

Breslau 24 — Gräbschener Strasse 252/56

Bürgerliches Wein- und Bierlokal.

Jeden Mittwoch und Sonntag:

Vornehmer Tanz.

Zum Ausschank gelangen:

Biere hiesiger bestrenommierter Brauereien, Echt Kulmbacher und Münchener Spatenbräu.

Straßenbahnlinie 10 führt bis vor die Tür.

Café • Restaurant

DER TERRASSE

Inh. M. Geiger

Werderstr. 1, an der Universität.

Herrlicher Oder-Ausblick!

Täglich: Künstler-Konzert

Wein-Abteilung — Gute Küche

Solide Preise

Bischofstr. Gedeck v. 12—2 Uhr Bischofstr.

Bürgerstüb'l

Anerk. gute Küche. — Gepflegte Biere.

Ab 7 Uhr abds.: Dezente Musik. Kapelle Grasser. Telefon Ring 1016.

CAFÉ & BAR PICCADILLY

Der elegante mondäne Betrieb

Direktion: K. Ullmann

Ab 6 Uhr: Künstler-Konzert.

Kronprinzen-Straße 44

Solide Preise. Tel. R. 1692.

KLOSTER-STÜBEL

Klosterstraße 20/22 Tel. Ohle 9075

Wein-, Bier-, Likör-Stuben

Gemütlicher, solider Aufenthalt

Frau Lissy Reinhardt Wwe.

Achtung! Saalbesitzer!

Ein Hupfeld „Helios"-Orchester,

8 Mann Besetzung, wenig gebraucht, dazu

Gleichstrommotor,

220 Volt, und 28 Stück Notenrollen

billig zu verkaufen.

Gefl. Anfragen unter „Helios" an die Expedition dieses Blattes.

Motorrad „Phantom"

1 1/2—1 1/2 P.S., neu bereift und vorn gefedert, sehr preiswert zu verkaufen. Gefl. Anfragen unter L. A 433 an die Exped. dieses Blattes.

Herausgeber und Chefredakteur: Erich Golland-Breslau. Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Max Gruschwitz-Breslau.
Verlag: Erich Golland-Breslau. Redaktion und Expedition: Garvestraße 10. Rotationsdruck: Leopold Freund, Breslau 1, Herrenstraße 29/30.